

# Originaldokument

## © Verlag C.H.Beck

### **Kerbela**

Schon vor langer Zeit habe ich mich gefragt: warum lächeln die Menschen in Iran nicht? Noch ehe ich zum ersten Mal auf die Idee kam, das Land zu bereisen, hatte ich Fotos von Tausenden von weinenden Iranern gesehen, von Männern und Frauen in schwarzen Gewändern. In Iran, so las ich, gilt Lachen in der Öffentlichkeit als grob und ungehörig. Später, als ich an der Universität an einem Kurs in Orientalistik teilnahm, erfuhr ich, daß die Ideologie der Islamischen Republik nicht zuletzt auf der Sehnsucht seiner Bürger nach einem Mann beruht, der vor mehr als dreizehnhundert Jahren gestorben ist. Es ist der Imam Hossein, der größte Märtyrer des schiitischen Islam, ein Mann, dessen Tugend und Tapferkeit allen Gläubigen moralischen Halt gibt. Jetzt, wo ich in Teheran wohne und die niemals endende Trauer der Iraner um ihren Imam miterlebe, spüre ich, daß ich unter Menschen lebe, die in ihrem Kummer schwelgen, ihn genießen. In Iran gedenkt man an einem dufterfüllten Frühlingstag mit Trauer und inniger Freude im Herzen dieses Mannes, während man einen Marienkäfer betrachtet, der einen Grashalm hinaufklettert, oder während man liebt. Das war schon vor fünfzig Jahren so, lange vor der Gründung der Islamischen Republik, und es wird auch noch fünfzig Jahre nach ihrem Ende so sein.

Als ich die Trauerzeremonien für den Imam Hossein zum ersten Mal miterlebte, fühlte ich mich an die christlichen Büsser des Mittelalters erinnert, die ein Kreuz durch den Staub schlepten und sich geißelten. Auch im modernen Iran beobachtet man Selbstgeißelung und das Schleppen schwerer Gegenstände – manchmal eines massi-

ven, hölzernen Tabernakels, der Hosseins Totenbahre darstellt – als Ausdruck religiöser Inbrunst. Die christlichen Büsser handelten für sich selbst. Katastrophen wie der Schwarze Tod weckten das Bedürfnis zur Sühne, um sich und seine Familie vor dem Zorn Gottes zu retten. Die Trauer der Iraner kennt diese Gründe nicht. Sie ist nicht ein Akt der Sühne, sondern allein gefühlsstarkes Erinnern. Die Iraner weinen mit einer Hingabe um Hossein, die keine Gegenleistung verlangt. Sie baden förmlich in ihrem Kummer – so als ob der Imam ihnen, wenn er nur ein paar Jahre länger gelebt hätte, den Weg durch den Morast ihres eigenen Lebens hätte weisen können. Sie lecken sich die Lippen, genießen ihr Unglück.

Ich sehe Hossein an den Schnellstraßen von Teheran, wo sein Name mit Blumen auf steile, grüne Böschungen gepflanzt wird. Ich sehe sein Bild an den Wänden von Läden und Tankstellen und auf schwarzes Tuch gedruckt, das an den Mauern in den Straßen befestigt ist. Auf konventionellen Darstellungen ist er ein Supermann mit breiter, ehrlicher Stirn und Augen, die Standhaftigkeit und Mitgefühl ausstrahlen. Ein üppiger Bart bezeugt seine Männlichkeit, aber seine Haut leuchtet wie die einer indischen Gottheit. Er trägt einen fein gearbeiteten Helm mit einem Federbusch in der grünen Farbe des Islam und hält eine Lanze in der Hand. Einmal bat ich eine ältere iranische Frau, mir Hosseins folgenschweren Tod zu beschreiben. Sie redete, als hätte sie das Ereignis unmittelbar erlebt, und schien sich mühelos an jeden Ausdruck, jedes Wort, jede Handlung, die zu seinem Untergang geführt hatten, zu erinnern. Sie nannte die Frauen und Kinder in Hosseins Entourage, als seien sie Mitglieder ihrer eigenen Familie. Dabei verbrauchte sie mindestens ein halbes Dutzend Kleenextücher, um ihren Tränenstrom zu trocknen.

Jeder Iraner träumt davon, nach Kerbela zu pilgern, zu dem in einer dünnen Landschaft gelegenen Schrein im Zentrum des Irak, der dort errichtet wurde, wo Hossein den Märtyrertod erlitten hat. Ich selbst bin im Gefolge der amerikanischen Invasoren dorthin gefahren und habe das Grabmal des Imam besichtigt. Im Inneren des vergoldeten Kuppelbaus umrundeten irakische Gläubige ruhig einen Sarkophag, dessen silberne Seitenplatten von liebkosenden Fingern und Lippen abgewetzt waren. Sie murmelten Gebete, Bitten und Selbstanklagen. Plötzlich wurde der Frieden durch Stöhnen und das Schlagen von Fäusten gegen die Brust gestört, von abgerissenen Lauten einer geradezu leidenschaftlichen Verzweiflung. Fünf oder

sechs aufgewählte Männer hatten sich dem Sarkophag genähert. Einer von ihnen war halb zusammengebrochen, die Hand nach dem Imam ausgestreckt. Die anderen torkelten und rutschten wie Landratten auf einem schwankenden Schiffsdeck. Mein irakischer Begleiter verzog voller Abscheu den Mund. «Iranische Pilger», sagte er.

All das geht zurück auf das Jahr 632 nach Christus, als der Prophet Mohammed starb und sein Vetter und Schwiegersohn Ali das Kalifat zuerst Abu Bakr, dem Schwiegervater des Propheten, und dann Abu Bakrs Nachfolgern Omar und Osman überlassen mußte. Ali gab seine politischen und militärischen Ämter auf und wartete, bis seine Zeit kam. Einige Historiker behaupten, daß statt der Bescheidenheit und Frömmigkeit der Zeit des Propheten nun Korruption und Hedonismus herrschten. Fünfundzwanzig Jahre später, nach der brutalen Ermordung Osmans, wurde Ali endlich zum Kalifen gewählt. Aber seine Herrschaft, so tugendhaft sie auch war, endete schon nach fünf Jahren mit seiner Ermordung und wurde Anlaß zum Bruch zwischen seinen Anhängern und dem Klan Osmans, den Omaiaden. Ursprung dieses Bruchs war ein dynastischer Streit zwischen den Anhängern der Familie des Propheten, die von Ali repräsentiert wurde, und den Weggefährten des Propheten, repräsentiert durch die ersten drei Kalifen. Dieser Streit nahm eine Spaltung vorweg, die bis zum heutigen Tag zwischen den Schi'as, den Shiiten – wörtlich den «Parteigängern Alis» – und den Sunniten besteht, den Anhängern der *Sunnah*, der Tradition Mohammeds.

Nach Alis Ermordung schloß sein unfähiger ältester Sohn Hassan einen Handel mit den Omaiaden ab. Im Jahr 680 nach Christus starb Hassan, und Alis jüngerer Sohn Hossein wurde Oberhaupt der Nachkommen des Propheten. Hossein war fromm und tapfer und erneuerte den ererbten Anspruch seiner Familie auf die Herrschaft über die Mohammedaner. Das brachte ihn in Konflikt mit dem Omaiaden Yazid, dem Kalifen in Damaskus. Als die Einwohner von Kufa, einer Stadt in der Nähe von Kerbela, Hossein baten, sie von der Herrschaft Yazids zu befreien, zog der Imam aus, um sein Geburtsrecht einzufordern, und brachte damit die Ereignisse ins Rollen, die schließlich zu seinem Märtyrertod führten.

Am Vorabend eines Jahrestages von Hosseins Tod lieh ich mir ein schwarzes Hemd und fuhr mit dem Taxi in ein Arbeiterviertel im Süden Teherans. Die Hauptstraße, an der das Taxi mich absetzte, füllte sich bereits mit Familien und Männern, die Schafe an Stricken

mit sich führten. Große Kessel standen am Straßenrand bereit. Alle waren schwarz gekleidet. Selbst kleine Mädchen trugen den Tschador, ein verschlußloses schwarzes Tuch, das den weiblichen Körper verhüllt, ohne seine Formen zur Geltung zu bringen. Am Ende einer Straße, die gesäumt war von zweistöckigen Ziegelhäusern, hatte sich eine Menschenmenge gesammelt. Die Leute – schwarze Konturen vorm Asphalt – wandten uns den Rücken zu, an Schnüren zwischen den Pfosten der Straßenlaternen hingen schwarze Fähnchen. Als ich auf die Menge zuing, fand ich mich neben einem Mann mittleren Alters wieder, dem seine Familie folgte. «Hossein ...», murmelte er. Er wirkte erschrocken und ratlos, als habe er die Nachricht vom Märtyrertod des Imam soeben erst empfangen.

Am anderen Ende der Straße befand sich eine Bühne, die mit Topfpflanzen markiert war. In ihrer Mitte stand eine Wasserschale auf einem grünen Tuch. Die Frau und die Töchter des Mannes neben mir gingen zur gegenüberliegenden Seite der Bühne, wo sich die Frauen und Kinder unter einem Zelt Dach versammelten. Sein Sohn gesellte sich rechts zu einer Gruppe junger Männer mit pomadisiertem Haar. Die Rückseite der Bühne war links, wo ein Orchester postiert war, das aus zwei *Tombak*-Trommeln und einer Trompete bestand. Ich blieb auf der vorderen Seite stehen. Plötzlich bildeten die Männer vor uns eine Gasse, um einen Strom von Urin die Straße hinunterfließen zu lassen. Er stammte von einem Kamel, das zitternd und mit eingeknickten Beinen im Licht der Bogenlampen stand.

Ein junger Trompeter ließ ein Signal ertönen, und der sittenlose Damaszener trat von links auf die Bühne. (Alle erkannten Yazid: Er trug einen rot-gelben Umhang, der seine Liederlichkeit hervorhob, und seine Kleidung wies auch nicht das kleinste bißchen Grün auf.) Auf seinem Helm wehte eine gelbe Feder. Sein fettes Gesicht war ausdruckslos. Nachdem er eine Weile herumgestampft war, begann er unanständige Worte in ein Handmikrophon zu brüllen, das an einen Lautsprecher angeschlossen war, der unmittelbar mit meinem Gehör verbunden schien.

Obwohl er die islamischen Länder im Namen des Islam regierte, war Yazid bekannt für seine Verworfenheit. Noch heute verabscheuen ihn die Iraner, als sei er in seiner ganzen Bosheit immer noch am Leben. Sie erinnern sich an die Menagerie unreiner Tiere wie Hunde und Affen, die er an seinem Hof gehalten haben soll. Sie reden mißbilligend von dem «Kommen und Gehen» – ein verbreiteter

Euphemismus für frenetische sexuelle Aktivität – wofür Damaskus damals bekannt war. Es wird behauptet, Yazid sei ebenso verschlagen wie lasterhaft gewesen.

Vielleicht hatte Hossein nicht mit seiner Verschlagenheit gerechnet. Als er und seine Kameraden ihr Lager bei Kerbela am Ufer des Euphrat aufschlugen, hatte der Kalif die Einwohner von Kufa bereits bestochen, so daß sie ihr Versprechen widerriefen, Hossein zu unterstützen. Seine kleine Schar von Kämpfern war der großen Armee, die Yazids Heerführer Schemr gesammelt hatte, zahlenmäßig weit unterlegen. Schemr hatte Hossein den Zugang zum Euphrat abgeschnitten, und Mesopotamien ist im Sommer höllisch heiß.

Auf der Bühne gaben die Schauspieler die Überredungsversuche, Verhandlungen und moralischen Nöte wieder, die Hosseins Märtyrertod vorangingen. Die Frauen und Kinder in Hosseins Entourage litten unter der Hitze. Da sich keine Frauen auf der Bühne befanden, erfuhren wir dies von einem Erzähler, einer schlanken, beweglichen Ausgabe des Mannes, der Yazid spielte und vielleicht sein Bruder war. Plötzlich gab es Bewegung auf der linken Seite der Bühne, und Yazid trat wieder auf. Die Bewegungen und der Ausdruck des Schauspielers waren die gleichen, aber jetzt war er von Kopf bis Fuß grün gekleidet. Er hatte die Rolle gewechselt und war nun Hossein.

Soweit ich durch das Echo und die Nebengeräusche verstehen konnte, schilderte Hossein die Qual, die ihm sein Entschluß bereitete, bis zum Tod zu kämpfen. Wenn er Yazid den Lehenseid leistete, würden er und seine Kameraden verschont bleiben, aber das würde bedeuten, ehrlos weiterzuleben und Gottes Willen zu mißachten. Dann trat Hosseins Halbbruder Abol Fazl auf.

Auf Abbildungen wird Abol Fazl ebenso gottähnlich dargestellt wie sein Bruder, nur intensiver vom Wetter gegerbt. Dieser Abol Fazl war schlau und ölig. Er hätte sehr überzeugend einen Schafsdieb darstellen können. Er war erheblich kleiner als Hossein, den er wiederholt an die Brust drückte. Beide weinten. Hossein bat Abol Fazl, Wasser vom Fluß zu holen. Beide wußten, daß der jüngere Bruder kaum eine Chance hatte, lebend von seiner Mission zurückzukehren.

Abol Fazl sprang auf einen schäbigen Klepper, der am Straßenrand wartete, wo zuvor das Kamel gestanden hatte. (Das Kamel war gemietet und trat nun auf anderen Bühnen in der Nachbarschaft auf.) Er lenkte das Pferd geschickt um die Bühne herum und beruhigte das Tier, als es mit den Hinterbeinen bei dem Versuch, zu wen-

den, auf dem glatten Asphalt ausglitt. Jedes Mal, wenn Abol Fazl sich dem Zeltdach näherte, wichen die Frauen zurück, während er (mit dem Mikrofon in der einen und dem Zügel in der anderen Hand) von seiner Liebe zu Hossein und zu Gott sprach. Die jungen Männer unter den Zuschauern grinsten, als das Pferd genau in einer Musikkapause furzte. Ihre Väter runzelten mißbilligend die Stirn.

Der nächste Teil der Geschichte fand nicht auf der Bühne statt. Wild kämpfend – das hatte ich in Büchern gelesen – erreichte Abol Fazl das Flußufer. Er beugte sich nieder, formte eine Schale mit der Hand und führte sie mit Wasser gefüllt zum Mund. Dann hielt er inne und ließ das Wasser durch die Finger rinnen. Seine Ritterlichkeit erlaubte ihm nicht, seinen Durst zu stillen, ehe die Frauen und Kinder den ihren gestillt hatten. Er füllte seinen ledernen Wasserbehälter und sprang wieder aufs Pferd, aber in dem nun folgenden Kampf wurde er überwältigt und verlor dabei beide Hände und Augen. Er rief aus: «Oh Bruder, höre meinen Ruf und komme mir zu Hilfe!» Zwei Pfeile schnellten von der Sehne. Der eine durchbohrte Abol Fazls Wasserbehälter, der andere seine Brust.

Abol Fazl taumelte auf die Bühne. Er hielt den durchbohrten Wasserbehälter mit den Zähnen fest. Ein Pfeil ragte ihm aus der Brust. Seine Arme waren zwei lange Stümpfe. Zwischen den Stümpfen hielt er zwei blutige Gegenstände, die er fallen ließ, damit wir sie sehen konnten: seine Hände, die ihm im Kampf abgeschlagen worden waren. Der Imam hielt den sterbenden Abol Fazl in den Armen. Die Männer unter den Zuschauern, die in meiner Nähe standen, schlugen sich im Rhythmus der *Tombak*-Trommeln gegen die Brust. Die Frauen unter der Zeltplane schwankten trostlos hin und her.

Und das war das Ende des Schauspiels. Für Hossein war die Zeit zum Sterben noch nicht gekommen. Das würde erst morgen geschehen, an dem Tag, der *Aschura* genannt wird. Die Schauspieler erhoben sich und verließen die Bühne. Die Zuschauer atmeten hörbar aus. Und dann, zu meiner Überraschung, trösteten sich die Untröstlichen. Die Gesichter erhellten sich, die Qual der Zuschauer wich einem Gefühl des Gleichmuts, ja der Befriedigung. Vor mir begrüßte ein Mann gutgelaunt seinen Nachbarn. Nur wenige Sekunden zuvor hatten beide geschluchzt wie Kinder. Die Frauen begannen, sich miteinander zu unterhalten. Abol Fazl schien vergessen.

War er wirklich vergessen? War diese Trauer nur gespielt? Ich glaube nicht, daß sie falsch war, sie war nur einfach nicht allein

bestimmend. Die Gefühlsregungen der Iraner sind nicht isoliert, sie sind nebeneinander möglich. Sie gedeihen in der Öffentlichkeit. Die Grenzen zwischen Kummer, Vergnügen und Geselligkeit sind durchlässig. Man kann Ströme von Tränen vergießen, mit seinem Nachbarn schwatzen und die Erinnerung an ein furzendes Pferd mit nach Hause nehmen. Unterdrücktes Schluchzen, zitternde Oberlippen – undenkbar bei diesen Menschen. Gefühle mögen hemmungslos zum Ausdruck kommen, aber deshalb sind sie nicht bedeutungslos oder gespielt.

Die ersten Zuschauer machten Anstalten, ihre Plätze zu verlassen. Der Erzähler ging zur Bühnenmitte und begann in einem sanften, fließenden Ton zu uns zu reden. Er bat uns um Nachsicht – er wolle uns eine Geschichte erzählen, die in unserer Erinnerung fortleben würde. Die Leute kehrten auf ihre Plätze zurück.

Vor einigen Jahren, berichtete der Erzähler, habe er nach dem Schauspiel zu seiner Freude bemerkt, daß ein Mann eine große Summe Geldes auf das grüne Tuch in der Mitte der Bühne geworfen habe. Als er das Geld nach der Vorstellung zählen wollte, war ein anderer erschienen und hatte gesagt: «Entschuldigen Sie, daß ich mich einmische, aber Sie können dieses Geld nicht annehmen.»

Der Erzähler hatte geantwortet: «Warum nicht? Es ist viel Geld, und ich habe eine Frau und Kinder zu ernähren. Gott ist erfreut, wenn man für gute Arbeit Geld annimmt.» Der Mann antwortete: «Glauben Sie mir, mein Herr, Sie können dieses Geld nicht annehmen. Ihre Arbeit ist muslimische Arbeit, und der Mann, der Ihnen das Geld gegeben hat, ist Christ. Er ist Armenier.»

Die Zuhörer waren gefesselt. Was für ein Dilemma! Was sollte man in einer solchen Situation tun? Der Erzähler fuhr fort: «Der Armenier wollte gerade mit seinem Auto davonfahren. Ich rannte zu ihm hin und warf das Geld durch sein offenes Fenster. Ich sagte: «Es tut mir leid. Ich kann dieses Geld nicht annehmen. Verzeihen Sie mir, bei der Seele des Imam Hossein, ich kann es nicht annehmen.»

Als er hörte, daß sein Geldgeschenk zurückgewiesen wurde, stellte der Armenier den Motor seines Wagens ab und sagte: «Ich muß Ihnen etwas erzählen.

Kürzlich war ich mit einem meiner Angestellten, einem Mohammedaner, mit dem Auto unterwegs. Als wir die Berge hinunterfahren, versagten die Bremsen. Auf beiden Seiten der Straße waren Täler, und wir wurden immer schneller. Ich schrie, «Oh Jesus! Rette

uns!> und versuchte erneut, das Auto zum Stehen zu bringen, aber die Bremsen funktionierten nicht. Ich flehte ein zweites Mal, noch lauter, und rammte den Fuß auf das Bremspedal. Nichts. Ich beschwor Jesus noch ein drittes Mal, uns zu retten. Wieder ohne Erfolg.

In Panik sah ich meinen Angestellten an. Er sagte ruhig: <Rufen Sie Abol Fazl an!> Ich konnte den Wagen nur mit Mühe auf der Straße halten und schrie: <Wer ist Abol Fazl?> <Wir haben keine Zeit mehr>, rief er zurück. <Rufen Sie ihn an!> Ich hatte nichts zu verlieren, also schrie ich: <Rette uns, Abol Fazl!> und plötzlich funktionierten die Bremsen wieder. Wir kamen direkt vor einem Abgrund zum Stehen.

Als wir aus dem Wagen kletterten, fragte ich meinen Begleiter, ob auch er einen Mann auf der Straße gesehen habe, als wir bremsten. Er schüttelte den Kopf. Ich erzählte ihm, daß da ein grün gekleideter Mann auf der Straße gewesen sei, und daß er keine Hände gehabt habe.>>

Der Erzähler hielt inne, senkte den Kopf und schluchzte dreimal auf. Dann wischte er sich die Augen, und sein Ton veränderte sich. «Geschätzte Brüder und Schwestern, vielleicht haben Sie den Wunsch, Ihr Wohlgefallen zum Ausdruck zu bringen, und es spielt keine Rolle, wie viel Sie auf das grüne Tuch legen ...» – er nannte mehrere Summen, die alle die Mittel der Anwesenden überstiegen. «Nein, es spielt keine Rolle, wie viel es ist. Aber wenn Sie im Laufe des kommenden Jahres Abol Fazl um Hilfe bitten und keine Antwort erhalten, können Sie mir die Schuld geben ...»

Geschoben von ihren Müttern liefen die kleinen Jungen und Mädchen auf unsere Seite der Bühne, um sich Geld von ihren Vätern zu holen. Dann gingen sie zu dem Tuch, knieten nieder, um es zu berühren und zu küssen – es hatte eine, wenn auch sehr schwache, Beziehung zum Imam Hossein, und nur wenige von den Zuhörern verfügten über die Mittel, um nach Kerbela zu pilgern. Die Kinder legten ihr Geld auf das Tuch. Als es mit Geldscheinen bedeckt war, erschienen Männer mit Tablets, die mit Erfrischungen beladen waren. Wie wir erfuhren, waren sie von einem örtlichen Händler namens Naji gespendet worden. Seine Menschenfreundlichkeit würde ihm in diesem Leben Freunde und im nächsten die göttliche Gnade einbringen.

Es gab Kuchen und Gurken, die hoch aufgestapelt auf einem Kup-



ferteller lagen, mit Zimt gewürzten Reispudding und kleine Bündel mit tiefgefrorenen, weißen Bonbons, die mit Rosenwasser gewürzt waren. Aus einem Behälter strömte Wasser in Plastikbecher, Tee floß im Bogen aus dem Schnabel eines Teekessels. In ihrer Entschlossenheit, einen Reispudding zu ergattern, stieß mir eine Frau den Ellenbogen ins Gesicht. Ich floh aus der Menge.

Ich rieb mir das Kinn und ging in eine nahe gelegene Seitenstraße. Statt der durchdringenden Töne des Orchesters hörte man nun ein sanftes, fernes Geräusch. Allmählich kam es näher, und ich konnte einzelne Töne unterscheiden: Hände, die gegen die Brust schlugen, zitternde Klagelaute und die Dieselmotoren der Generatoren, die die Klagen verstärkten. Die Prozession hatte begonnen.

Plötzlich hörte ich einen Wortschwall und das Dröhnen einer Baßtrommel aus einem Lautsprecher. Ich wandte mich um, musterte die eintönige Straße mit den kastenförmigen, geparkten Autos und dem Gestank, der aus den Abwasserkanälen aufstieg, und sah eine Armee Berittener auf einem Hügel stehen. Mit im Lampenlicht blinkenden Lanzen standen sie bereit zum Angriff, der ihr sicherer Untergang sein würde.

Bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß die Armee nur aus einem Mann mit einer eisernen Standarte bestand, an deren langem Schaft Schwerter, monsterähnliche Figuren und Federbüsche in vielen Farben hin und her schwangen. Ihm folgten zwei Reihen von Männern, die im Rhythmus der Baßtrommel marschierten. Dabei schlugen sie sich mit Ketten an kurzen Griffen auf den Rücken – ein Hieb bei jedem dröhnenden Trommelschlag. Ein Mann trug eine Stange, an der zwei Lautsprecher unbeabsichtigt so befestigt waren, daß das Ganze wie ein Kreuz aussah. Von den Lautsprechern führten Drähte zu einem Mikrophon, das ein wehklagender Mann im Abstand von ein paar Schritten hinterher trug.

Ich mußte mich gegen die Mauer drücken, um Platz für die Standarte zu machen. Der Träger war gedrunken und schwerfällig und erfüllte seine Aufgabe mit fest zusammengepreßten Lippen. Die geschmückte Stange war an der Schnalle seines breiten Gürtels befestigt. Als er vorüberging, verlor er beinahe das Gleichgewicht, und die schwere Standarte zog ihn zu mir hinüber. Ich wandte mich rasch ab und schlüpfte in eine Seitenstraße.

Ich folgte der Prozession zur Hauptstraße, wo sie sich in eine Kette von mindestens einem Dutzend weiterer Prozessionen aus

verschiedenen Stadtvierteln eingliederte. Die Männer waren in ihrer Trauer vereint, konkurrierten aber auch miteinander. Die Zuschauer auf den Bürgersteigen würden entscheiden, welche Prozession die größte war und welche die eindrucksvollste Standarte hatte. Hatten die Flagellanten eine oder zwei Ketten gehabt? (Daraus konnte man auf die Großzügigkeit des Wohltäters schließen.)

Es herrschte eine Stimmung düsteren Vergnügens. Junge Männer mit großen Mengen von Pomade im Haar führten vorsichtig anzügliche Gespräche mit Gruppen von unbegleiteten Mädchen – dies war der einzige Abend im ganzen Jahr, an dem junge Frauen unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ohne einen Begleiter umherstreifen durften. Familien schlenderten herum. Kleine Jungen waren in weiße arabische Gewänder gekleidet, wie Hosseins Neffe, der kleine Ali Akbar. Ali Akbar hatte tapfer gegen Schemrs Männer gekämpft, bis auch er schließlich niedergemetzelt worden war.

Je länger ich herumwanderte, desto mehr wurde mir bewußt, was für eine gewaltige Menschenmenge hier unterwegs war. Sie erstreckte sich, soweit das Auge reichte. Die Hauptstraße war voller als vermutlich zu irgendeiner anderen Zeit im Jahr. Das gleiche galt für die Hauptstraßen in ganz Iran. In diesem Augenblick befanden sich viele Millionen Menschen auf den Straßen. Ich dachte über die Trauer nach und über das Vergnügen, das die Menschen aus dieser Trauer machten. Dabei fiel mir ein zweiter Grund für dieses Schauspiel ein: Trotz.

Die Menschen auf der Straße waren miteinander verbunden in ihrer Liebe zum Imam Hossein, zu seinem Vater, dem Imam Ali und (in geringerem Maß) zu den anderen zehn Imamen, die die meisten schiitischen Moslems als rechtmäßige Erben des Mantels des Propheten betrachten. In Iran stellen die Schiiten eine überwältigende Mehrheit dar, aber in den meisten Ländern der muslimischen Welt sind sie nur eine kleine Minderheit. Die Vorkämpfer der heutigen sunnitischen Mehrheit, Yazid und seine Anhänger, hatten das Erbprinzip abgelehnt und seinen wichtigsten Vertreter, den Imam Hossein, ermordet. (Die Schiiten glauben, daß sie auch alle anderen schiitischen Imame mit Ausnahme des zwölften umgebracht haben.) Selbst heute, im einundzwanzigsten Jahrhundert, sind die Sunniten im benachbarten Pakistan fähig, mörderische Angriffe auf die Schiiten ihres Landes durchzuführen, Moscheen zu zerschießen und die Vorbeter umzubringen. In Saudi Arabien kontrolliert eine sunniti-

sche Monarchie die heiligen Orte. Viele Sunniten betrachten die Schiiten als Ketzer.

Und so demonstrierten die Menschen hier und in vielen anderen Straßen im ganzen Land, daß sie weder ausgerottet noch ignoriert werden können. Aber sie demonstrierten auch, daß sie jene entsetzliche Sünde, die Ermordung des Imam Hossein, niemals vergessen werden.

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck